

KARINA URBACH

DAS BUCH ALICE



WIE DIE NAZIS
DAS KOCHBUCH MEINER
GROSSMUTTER RAUBTEN



ullstein

Das Buch

Einst erfolgreiche Kochbuch-Autorin, verliert die Wiener Jüdin Alice Urbach unter den Nationalsozialisten Heimat, Familie und Karriere. Sie flieht nach England, wo sie sich als Dienstbotin durchschlägt und später ein Flüchtlingsheim für jüdische Mädchen leitet. Mit Kochunterricht versucht sie ihre Schützlinge von den Kriegswirren abzulenken. Nach dem Krieg geht Alice nach New York, gibt Kochkurse in San Francisco und stellt im amerikanischen Fernsehen ihre besten Rezepte für Mehlspeisen und Tafelspitz vor. In einer Wiener Buchhandlung findet sie sogar ihr Buch wieder. Doch wer ist der Mann, dessen Name auf dem Umschlag prangt? Hat es den »Küchenmeister« Rudolf Rösch je gegeben?

Recherchen führen Alice' Enkelin, die Historikerin Karina Urbach, in Wiener, Londoner und Washingtoner Archive, in denen sie längst verloren geglaubte Briefe, Tonband- und Filmdokumente findet. Sie eröffnen ein bislang unbekanntes Kapitel in der Geschichte der NS-Verbrechen.

Die Autorin

KARINA URBACH wurde an der Universität Cambridge promoviert. Sie arbeitete am Deutschen Historischen Institut London und der Universität London. Seit 2015 forscht sie am Institute for Advanced Study in Princeton. Sie war an mehreren historischen Dokumentationen des ZDF, der BBC und des amerikanischen Senders PBS beteiligt. Neben Sachbüchern wie *Hitlers heimliche Helfer* und *Queen Victoria. Die unbeugsame Königin* veröffentlichte sie auch den historischen Roman *Cambridge 5*, der für mehrere Preise nominiert wurde.

KARINA URBACH

D A S BUCH ALICE

Wie die Nazis
das Kochbuch meiner
Großmutter raubten



Ullstein

Die im Buch zitierten Briefe, Berichte und Erinnerungen spiegeln die Sicht der Zeitzeugen und Zeitzeuginnen. Flüchtigkeitsfehler wurden behutsam korrigiert, die Schreibweisen den heutigen Regeln angepasst.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.ullstein.de



Wir wählen unsere Bücher sorgfältig aus, lektorieren sie gründlich mit Autoren und Übersetzern und produzieren sie in bester Qualität.

Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten.

Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

ISBN 978-3-8437-2357-2

Komplett überarbeitete und ergänzte Neuausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Oktober 2021

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2020 / PropyläenVerlag

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München, nach einer Vorlage von Cornelia Niere, München

Titelabbildung: Das Foto zeigt Alice Urbachs »jüdische Hände«, entnommen aus ihrem Buch *So kocht man in Wien!*

E-Book: [LVD GmbH](#), Berlin

Alle Rechte vorbehalten.

Inhaltsverzeichnis

Über das Buch / Über die Autorin

Titel

Impressum

Widmung

Vorwort: Buch einer Unbekannten

Wiener Oper, 1938

Ein blinder Vater und ein schlechter Kartenspieler

Hungrige Zeiten

Endlich Erfolg!

Shanghai oder der amerikanische Sohn

1937: Besuch der jungen Dame

Es wird gejagt

Bücherdiebe

Ankunft im Schloss

Die Kinder von Windermere

Der glücklose Felix

Ein Amerikaner taucht auf

Cordelias Krieg

Überlebt!

Rückkehr nach Wien

Neuanfänge

Nachklang

Dank

Anmerkungen

[Archive und Quellen](#)

[Literatur](#)

[Abbildungsnachweis](#)

[Feedback an den Verlag](#)

[Empfehlungen](#)

Für
Wera und Otto
mit einer Umarmung

Vorwort

Buch einer Unbekannten

Ich kann nicht kochen. Daher interessierte mich auch nie, dass bei uns zu Hause zwei Kochbücher mit dem Titel *So kocht man in Wien!* im Regal standen. Text und Farbfotos beider Bücher waren identisch, nur die Autorennamen auf den Umschlägen unterschieden sich. Auf der Ausgabe von 1938 wurde Alice Urbach als Autorin angegeben, auf der von 1939 ein Mann namens Rudolf Rösch.

Alice Urbach war meine Großmutter. Ich sah sie selten, weil sie in Amerika lebte und ich in Deutschland. Sie starb, als ich noch ein Kind war, und meine Erinnerungen an sie sind vage. Ich wusste aus Familienanekdoten, dass sie in den 1930er-Jahren in Wien eine berühmte Kochbuchautorin gewesen war und ihr Leben dank ihrer Kochkünste hatte retten können. Warum und wie das geschehen war, wurde nie genauer erklärt.

Als ich viele Jahre nach ihrem Tod Historikerin wurde, kam mir nicht die Idee, etwas über sie zu schreiben. Familienforschung gilt unter meinen Kollegen als schwerer Straftatbestand. Der Grund dafür ist verständlich – der Mangel an emotionaler Distanz zu den beteiligten Personen. Genauso wie kein Chirurg seine Familienangehörigen operieren darf, so sollte kein Historiker an der Verwandtschaft herumlaborieren. Bei

zittrigen Händen kann die Situation tödlich ausgehen. Denn welcher Historiker ist schon in der Lage, gnadenlos die dunkleren Seiten seiner Familie offenzulegen?

Und dann gab mir eines Tages meine kluge amerikanische Cousine Katrina (nur ein »t« macht den Unterschied in unser beider Namen) eine Kiste mit alten Briefen und Tonbandkassetten. Katrina ist eine engagierte Ärztin, und sie ist Pragmatikerin. In ihren Augen schien es ganz logisch, dass ich die Geschichte unserer Großmutter recherchieren müsse. Doch wie das häufig der Fall ist, kursierten in der Familie viele Anekdoten und wenige Fakten. Als ich die Briefe zu lesen begann und Alice' Stimme auf Tonband hörte, bekam ich eine erste Ahnung davon, was ihr widerfahren war. Von diesem Moment an wollte ich nichts anderes als ihre Geschichte erzählen.

Die Recherche führte mich von Wien über London nach New York. Neben dem geografischen erweiterte sich auch der Kreis der Protagonisten. Alice war Teil einer weitverzweigten Familiengeschichte, die in einem Getto begann und sich in Wiener Millionärskreisen fortsetzte. In ihrem Leben spielten namhafte Personen wie die Psychoanalytikerin Anna Freud oder die Physikerin Lise Meitner eine Rolle, aber auch völlig unbekannte Menschen. Dazu gehörten eine amerikanische Geheimdienstagentin namens Cordelia Dodson, ein Münchner Verleger und 24 jüdische Kinder, die Alice während des Zweiten Weltkriegs im englischen Lake District betreute. Wichtig wurde auch die Geschichte von Alice' eigenen Kindern – ihren Söhnen Otto und Karl. Während Otto in China einige Abenteuer

erlebte, glaubte Karl lange Zeit vor den Nationalsozialisten in Wien sicher zu sein.

Dieses Buch ist im Laufe der Recherchen auch zu einer Diebstahlanzeige geworden. Alice war eine Sachbuchautorin, die erleben musste, wie ihr Werk plötzlich von einem »Arier« übernommen wurde. Was ihr widerfuhr, war Teil eines groß angelegten Betrugs, den deutsche Verlage nach dem Krieg fortsetzten. Alice' Fall machte diese kriminellen Methoden im Herbst 2020 öffentlich und führte zu überraschenden Enthüllungen. Sie werden in dieser Neuauflage erstmals beschrieben.

Alice kämpfte bis zuletzt um ihr Buch, hätte es selbst jedoch abgelehnt, als eine weibliche Hiobsfigur beschrieben zu werden. Sie wollte, dass man sich an ihre »Abenteuer und Taten« erinnert. Ihr Sohn Otto versuchte ebenfalls, Rührseligkeit zu vermeiden. Als er sich 1938 bemühte, seinen Bruder Karl aus Wien zu retten, schrieb er ihm: »Ich möchte dich bitten, alle Sentimentalitäten ... auszuschalten. Es ist absolut unnötig, dankbare Apfelsauce in deine Briefe zu schießen.«¹

Dieses Buch wird versuchen, ohne die Apfelsauce auszukommen.

Karina Urbach

Cambridge, im Juni 2021



Wiener Oper, 1938

*»Rot-Weiß-Rot
bis zum Tod!«*

Cordelia Dodson, 2003¹

Am Freitag, den 11. März 1938, kauften Cordelia, Elizabeth und Daniel Dodson Karten für die Wiener Staatsoper. Sie waren schon länger in Wien und kannten sich gut in der Stadt aus. Trotzdem hätte man sie nicht für Einheimische halten können. Die drei Geschwister sahen genau so aus, wie man sich junge Amerikaner aus bester Familie vorstellt: hochgewachsen, sportlich und – auf eine teure Art – leger gekleidet. Cordelia war die Älteste und eindeutig die Anführerin der Gruppe. Die 25-Jährige entschied darüber, was die Geschwister unternahmen, und für diesen Abend hatte sie einen Opernbesuch angesetzt.

Wenn man Cordelias späteren Aussagen glaubt, beschloss sie nach den Ereignissen des 11. März, ihr Leben zu verändern.² Bis zu diesem Zeitpunkt war es ein äußerst behütetes Leben gewesen. Wie viele amerikanische Collegestudenten ihrer Generation kannte Cordelia nur ein

Leben in Sicherheit. Ihr Vater, William Dodson, war Vorsitzender der Handelskammer von Portland, Oregon.³ Er hatte all seinen Kindern eine teure Universitätsausbildung finanziert, aber seine größten Hoffnungen lagen auf Cordelia. Es war kein Zufall, dass er ihr den Vornamen einer Shakespeare-Heldin gegeben hatte. Und wie King Lears Tochter würde auch Cordelia Dodson die Erwartungen ihres Vaters am Ende nicht enttäuschen.

Der Grund, warum Cordelia nach Wien gekommen war, lag bereits ein paar Jahre zurück. Als Schülerin hatte sie sich für die Autoren des Sturm und Drang begeistert und entschieden, deutsche Literatur zu studieren. Es war Zufall gewesen, dass sie sich am amerikanischen Reed College in Portland für Literaturwissenschaften eingeschrieben hatte, und es war auch Zufall gewesen, dass sie dort den österreichischen Austauschstudenten Otto Urbach kennenlernte. Der weitere Verlauf der Geschichte war kein Zufall mehr. Cordelia war auf Ottos Rat nach Wien gereist. Sie hatte seine Mutter Alice und seinen Bruder Karl kennengelernt, und diese Freundschaft würde am Ende das Leben von mehreren Menschen retten.

Von dieser Rettungsaktion und ihrer Rolle darin konnte Cordelia noch nichts ahnen, als sie am 11. März 1938 mit ihren Geschwistern in die Oper ging. Auf dem Spielplan stand Tschaikowskis *Eugen Onegin*, die Vorstellung begann um 19 Uhr. *Eugen Onegin* ist keine einfache Oper. Sie handelt von einem russischen Adligen, der die Liebe einer gewissen Tatjana zurückweist und kurz darauf aus völlig banalen Gründen einen Bekannten im Duell erschießt.

Interessant an der Figur Onegins ist, dass er keine Empathie zeigen kann. Ein ähnliches Phänomen – ein absolutes Versagen der Empathie – würde bald ganz Wien ergreifen, die Belegschaft der Staatsoper inklusive. Nicht nur der jüdische Dirigent des Abends, Karl Alwin, auch die Darstellerin der Tatjana, Jarmila Nowotna, konnten auf das Mitgefühl ihrer Mitmenschen schon bald nicht mehr hoffen.

Warum Cordelia mit ihren Geschwistern ausgerechnet *Eugen Onegin* ansah und nicht einen Tag später Wagners *Tristan und Isolde*, ist nicht mehr zu ermitteln. Vielleicht war Wagner schon ausverkauft, oder sie mochte ihn nicht. Vielleicht hatte sie aber auch keine besondere Ahnung von Opernmusik und tat nur, was Touristen in Wien bis heute tun – sie kaufen die erstbeste Karte und buchen anschließend noch einen Tisch im Restaurant. An Cordelias Opernbesuch war also nichts Ungewöhnliches, aber die Atmosphäre, in der er sich abspielte, war keineswegs alltäglich. Seit Tagen herrschte eine angespannte Stimmung in der Stadt. Bundeskanzler Kurt Schuschnigg hatte am 9. März eine Volksbefragung angekündigt, in der alle Österreicher die Möglichkeit haben sollten, sich für ein »freies und deutsches, unabhängiges und soziales, ein christliches und einiges Österreich« auszusprechen. Doch schon am 10. März setzte Hitler durch, dass die Befragung abgesagt wurde. Nun warteten alle auf den nächsten Schachzug.

Um 19 Uhr 47, als Cordelia und ihre Geschwister noch dem ersten Akt von *Onegin* folgten, hielt Schuschnigg eine Radioansprache. Er teilte seinen Zuhörern mit, dass er sich entschieden habe, der »Gewalt« zu »weichen« und mit

sofortiger Wirkung zurückzutreten. Damit war der Weg frei für die österreichischen Nationalsozialisten. Ein paar Stunden später übernahm Hitlers Vertrauter Arthur Seyß-Inquart die Macht.

Vielleicht erfuhren die Dodsons schon in der Pause nach dem dritten Bild von der Radioansprache. Spätestens aber um 22 Uhr, als sie die Staatsoper verließen, erkannten sie, dass etwas Gefährliches passiert war. Ihr Wiener Freund Karl Urbach stand am Ausgang, um sie abzuholen. Sein Gesichtsausdruck war eindeutig. Der geplante Restaurantbesuch würde ausfallen müssen.

Cordelias Vorliebe für die Literatur des Sturm und Drang war bis zu diesem Zeitpunkt rein theoretischer Natur gewesen. Sie interessierte sich für Emotionen und hatte auf dem College ein Seminar in Psychologie belegt. Was sie in den nächsten Tagen in Wien erleben sollte, war jedoch eine Explosion von Emotionen, die jeden Psychologiekurs gesprengt hätte.

Am Morgen des 12. März 1938 überschritten die ersten deutschen Truppen die Grenze zu Österreich, am Sonntag, den 13. März, erreichten sie Wien. Die Stadt, durch die Karl seine amerikanischen Gäste wochenlang voller Stolz geführt hatte, verwandelte sich in ein nationalsozialistisches Flaggenmeer. Es war eine Orgie aus Jubel und Hass. Cordelia konnte beides beobachten – sowohl ekstatische Siegesgewissheit als auch absolute Verzweiflung. Was sie dabei überraschte, war das enorme Tempo der Verwandlung: »Alles geschah so schnell, die Bürgerrechte, der Schutz durch die Polizei, alles, was man bisher für selbstverständlich gehalten hatte, verschwand

sofort. ... Ich lernte die Nazis zu hassen, sie waren so arrogant und so gnadenlos.« Ohne Alice' und Karls Namen zu erwähnen, sagte sie über die Szenen auf den Straßen: »Die Verfolgung der Juden war unmenschlich.«⁴ Cordelia traf eine Entscheidung, die ihr ganzes weiteres Leben bestimmen würde. Sie wollte etwas für ihre neuen jüdischen Freunde tun. Sie wusste zwar noch nicht, was sie unternehmen konnte, aber sie war bereit, gefährliche Wege zu gehen.

Aus der naiven Collegestudentin wurde im Zweiten Weltkrieg eine nervenstarke Mitarbeiterin des Office of Strategic Services (OSS), dem elitärsten der amerikanischen Nachrichtendienste. Und das lag auch an ihrer Begegnung mit einer kleinen rundlichen Frau namens Alice Urbach.



Ein blinder Vater und ein schlechter Kartenspieler

*»Schau ich mir die Juden an,
Hab ich wenig Freude dran.
Fallen mir die anderen ein,
Bin ich froh, ein Jud zu sein.«*

Albert Einstein¹

Es war eine lange, schmale Gasse. Die Häuser klebten eng aneinander, jeder Zentimeter Wohnraum musste genutzt werden. Im Parterre lagen die Läden, vollgestopft mit Stoffen, einen Stock höher die Wohnräume, vollgestopft mit Menschen. Es lebten ungefähr 5000 Leute hier, auch wenn es offiziell sehr viel weniger waren. Nicht jeder wollte gemeldet sein, manche kamen illegal bei Freunden und Verwandten unter. In dieser Judengasse, im Pressburger Getto, 60 Kilometer östlich von Wien, begann Alice' Geschichte. Hier wuchs ihr Großvater Salomon Mayer (1798–1883) auf. Laut einer Familienanekdote stand er als Siebenjähriger mit seinen Eltern am Fenster der kleinen Wohnung und beobachtete, wie Weltgeschichte

geschrieben wurde. Seine Mutter soll nach draußen gedeutet und zu ihm gesagt haben: »Schau auf diesen kleinen Mann da unten auf seinem weißen Pferd. Alle Welt zittert vor ihm. Sein Name ist Napoleon.«²

Wie so oft bei Familienanekdoten ist auch diese nicht sehr zuverlässig. Der Friede von Pressburg, dem heutigen Bratislava, wurde zwar im Dezember 1805 nahe der Judengasse geschlossen, aber bei den Unterzeichnern handelte es sich um Napoleons Außenminister Talleyrand und Johann Joseph Fürst von Liechtenstein, der die Habsburger vertrat. Napoleon selbst kam erst vier Jahre später nach Pressburg. Vielleicht hatte man sich also einfach in der Jahreszahl geirrt, und Salomon war bereits elf Jahre alt, als er den französischen Kaiser sah. Die Farbe des Pferdes ist allerdings ebenfalls nicht ganz exakt – Napoleons Schlachtpferd war ein hellgrauer Araber namens Marengo. Natürlich könnte es sein, dass Salomons Mutter annahm, das Pferd wäre einfach nur etwas schmutzig von der letzten Schlacht und im Original bestimmt weiß.³ Fantasie zu entwickeln war im Getto wichtig, um das Grau des Alltags zu verdrängen. Ein weißes Pferd klang auf jeden Fall sehr viel romantischer als ein graues.

Ob Salomon nun Napoleon und sein Pferd 1809 wirklich gesehen hat oder nicht – der entscheidende Grund, warum die Szene einen so hohen Stellenwert für ihn und die anderen Pressburger Juden hatte, wird in der Anekdote nicht erwähnt. Man musste es nicht erklären, weil es damals jeder wusste: Napoleon verkörperte die Französische Revolution, und Frankreich war für viele

Juden zum Sehnsuchtsland geworden. Seit 1791 war es dort der jüdischen Bevölkerung erlaubt, freie Franzosen zu werden, die sich – zumindest theoretisch – nur noch durch ihre Religion vom Rest der Bevölkerung unterschieden. In den Augen der Pressburger Juden trug Napoleon diese Idee mit sich durch ganz Europa. Deswegen platzierten sich die Mayers in ihrer Familienerinnerung am Fenster, wo sie sahen, was sie sehen wollten. Jahreszahl und Pferd spielten letztlich keine Rolle, relevant war allein die Hoffnung auf eine angstfreie Zukunft. Es war eine Art Gründungsmythos für die Mayers, und Alice' Bruder Felix spielte später sogar mit dem Gedanken, eine Familiengeschichte mit dem Titel »Von Napoleon zu Hitler« zu schreiben. Er stellte dafür eine kleine Statistik auf, die zu dem Ergebnis kam, dass es in seiner Verwandtschaft überraschend wenig Scheidungen und Krebserkrankungen, dafür aber zwei Selbstmorde gegeben hatte. Kein Mayer war – laut Felix' Statistik – jemals kriminell geworden,⁴ allerdings fielen zahlreiche Familienmitglieder einem Jahrhundertverbrechen zum Opfer. Am Ende konnte Felix sich nicht dazu durchringen, dieses Verbrechen zu beschreiben. Aus seinem Buchprojekt wurde nichts.

Die Familiengeschichte begann also mit Salomon Mayer am Fenster. Salomon war für seine Abkömmlinge auch deshalb von großer Bedeutung, weil er im Leben immer die richtigen Entscheidungen traf. Dazu gehörte es, eine kluge Frau zu heiraten, mit der man etwas Großes aufbauen konnte. Antonia (Tony) Frankl (1806–1895) war eine solche Frau, und sie wurde Teil der Familienlegende.⁵ Im Pressburger Getto gab es damals 30 Textilgroßhändler, und

dank Tonys gutem Geschmack gehörten die Mayers zu den erfolgreichsten.⁶ Tony arbeitete nicht nur ausgesprochen hart, sie gebär nebenher auch noch 16 Kinder, von denen nur neun überlebten. Das war für die damalige Zeit nicht ungewöhnlich. Kinder wurden ständig geboren und starben mit zuverlässiger Regelmäßigkeit. Es gab unendlich viele Krankheiten, an denen Kleinkinder sterben konnten – Keuchhusten, Typhus, Durchfall, Scharlach, Zahnfieber, Masern, Fleckfieber. Die Kindersterblichkeitsrate scheint im Getto allerdings überdurchschnittlich hoch gewesen zu sein. Alice' Vater Sigmund machte für den frühen Tod seiner Geschwister die großen hygienischen Missstände verantwortlich. In seinen Lebenserinnerungen beschrieb er die primitiven Wohnverhältnisse im Getto:

Hölzerne, wacklige, vollständig finstere Treppen führten zu den Wohnungen, deren rückwärtige, an den Berg stoßende Hälften nicht anders als feucht und dunkel sein konnten. Die Kanalisierung war elend, der Luftzutritt durch den winzigen Hofraum vollständig ungenügend, die Atmosphäre war schwer und dumpf. Kein einziges Haus besaß einen Brunnen. Die ganze Bevölkerung musste aus den zwei Gemeindebrunnen ein schlechtes, kaum genießbares Wasser schöpfen.⁷

Aber es gab noch andere Gründe, warum Sigmund das Getto hasste. Seiner festen Überzeugung nach hatten er und seine Geschwister nie gelacht. Er konnte sich auch an kein einziges spielendes Kind in der Judengasse erinnern. Hier existierte nur ein Gefühl – Angst. Wer im Getto leben

musste, war eingeschlossen, im wahrsten Sinne des Wortes. Jeden Abend wurde die »Gasse von der städtischen Polizei durch schwere eiserne Gitter abgesperrt«. ⁸ Offiziell schützten die Gitter die Christen vor den »gefährlichen« Juden. In Wahrheit ging es darum, Gewalttaten gegen die Juden zu verhindern. Und mit dieser Gewalt war jederzeit zu rechnen. Tagsüber kamen die Pressburger zwar in die jüdischen Geschäfte, um billig einzukaufen, aber die Stimmung konnte schnell umschlagen. Wer am Morgen bei Juden Seide, Kurzwaren, Leinen, Pinsel, Knöpfe und Kämme eingekauft hatte, der ärgerte sich vielleicht schon abends über den Preis. Sigmund erinnerte sich an einen katholischen Kaufmann namens Philipp Scherz, mit dem die Familie zusammenarbeiten musste und der zu sagen pflegte: »Jud und Schwein sind nicht zu schätzen, bis sie tot sein.« ⁹

Man lebte nicht nur in Angst vor feindseligen Kunden und Geschäftspartnern, sondern auch vor dem Vermieter, der einen jederzeit auf die Straße setzen konnte. Selbst wenn man genug Geld gespart hatte, durfte man als Jude kein eigenes Haus in der Judengasse kaufen. Es war nur auf Umwegen möglich – indem man einen christlichen Strohmann ein Haus erwerben ließ und mit ihm einen Nießnutz- oder Erbpachtvertrag abschloss. ¹⁰

Die Angst der Erwachsenen, jederzeit alles verlieren zu können, übertrug sich auch auf die Kinder. Sie wurden von ihren christlichen Altersgenossen regelmäßig verprügelt und durften sich nicht darüber beschweren, geschweige denn wehren. Aber nicht nur die Außenwelt galt als bedrohlich, auch im Inneren tobten die

Auseinandersetzungen. Die jüdischen Schullehrer ließen ihre Aggressionen an den Kindern aus und prügeln das Wissen in sie hinein. Natürlich unterschieden sie sich damit nur marginal von nichtjüdischen Lehrern, aber die Gewissheit, weder in der Schule noch auf der Straße vor Prügeln sicher zu sein, machte das Leben zur Tortur. Das permanente Gefühl, allem und jedem ausgeliefert zu sein, ließ die Gettobewohner im schlimmsten Fall resignieren, im besten Fall sarkastisch werden. Diese Verhaltensweisen waren für Sigmund der Schlüssel, um die Werke großer jüdischer Autoren zu verstehen: »Nur wer mit diesen Gefangenen der Judengasse mitgelebt und mitgelitten, versteht den grimmigen Hohn Ludwig Börnes, den Zynismus Heines, begreift, warum ... Ferdinand Lassalle und Karl Marx gerade Juden waren.«¹¹

Man konnte das Getto zwar verlassen, aber das Getto verließ einen nie. In seinen Erinnerungen beschreibt Sigmund die Judengasse in so drastischer Weise, dass man fast vergisst, wie früh er ihr entkommen konnte. Er war elf Jahre alt, als das Pressburger Getto 1842 geöffnet wurde und die Mayers in ein besseres Haus umzogen. Die Überlebenschancen von Sigmund und seinen nachgeborenen Geschwistern erhöhten sich damit. Sie entkamen den schlechten hygienischen Zuständen und wuchsen gesünder auf.¹²

Als Sigmund Mayer 1917 sein Buch *Die Wiener Juden* publizierte, war er der festen Überzeugung, eine längst überwundene Tristesse zu beschreiben: »Nur sehr wenige der jetzt noch Lebenden werden ein echtes ... Ghetto gekannt haben.«¹³ Für ihn war es völlig offensichtlich,

dass diese Monstrosität niemals wiederkehren würde. Dass 1942 drei seiner Kinder aus ihrer bürgerlichen Realität in ein Getto zurückgestoßen wurden, musste er nicht mehr miterleben. Seine Tochter Alice entkam diesem Schicksal, und das lag ironischerweise auch daran, dass man sie in der Familie immer übersehen hatte.

Alice bewunderte und fürchtete ihren Vater. Für beides hatte sie gute Gründe: »Mein Vater war eine imposante Persönlichkeit. Er war relativ klein, was ihn ein Leben lang ärgerte, aber er kompensierte seine körperlichen Mängel mit einem scharfen Geist. Von seiner Mutter ... hatte er den brillanten Verstand, starken Willen, Humor und das Gefühl absoluter Überlegenheit geerbt.«¹⁴

Sigmunds Traum war es, Anwalt zu werden, und er studierte in Prag und Wien Jura. Eine Infektion ließ ihn jedoch teilweise erblinden, und da niemand einen Juristen beschäftigt hätte, der nur eingeschränkt sehen konnte, blieb ihm am Ende nichts anderes übrig, als in das Familiengeschäft einzutreten. Wenigstens daraus wollte er einen großen Erfolg machen. In den nächsten Jahrzehnten baute er mit seinen jüngeren Geschwistern Albert und Regine die internationale Textilien-Firma A. Mayer & Co. auf und expandierte in die Levante.¹⁵ Der Firmensitz befand sich 1882 in Alexandrien, die Zweigniederlassungen unter anderem in Konstantinopel, Smyrna und Wien.¹⁶ Der unermüdliche Einsatz der Mayer-Geschwister rentierte sich schließlich: 1910 standen sie auf der Liste der 1000 reichsten Wiener und Niederösterreicher.¹⁷

Während seine Geschwister damit zufrieden waren, verfolgte Sigmund noch ein weiteres Ziel – er engagierte sich im Wiener Gemeinderat. Sein Gegenspieler wurde dort der Antisemit Karl Lueger.

Adolf Hitler würde sich später von Lueger in vielerlei Hinsicht inspiriert fühlen, aber »der schöne Karl« war nicht von Anfang an Antisemit gewesen. Sigmund glaubte sogar, Lueger habe sich nur in einen Judenhasser verwandelt, um Bürgermeister von Wien zu werden: »Luegers antisemitische Gesinnung war stets ganz und gar Heuchelei. Vor allem war bei ihm von dem ... Rassenhass gegen Juden gar keine Rede. Er verkehrte früher nicht nur gerne, sondern vorwiegend mit Juden. ... Im Abgeordnetenhaus ... sagte ich ihm: ›Nicht dass Sie Antisemit sind, werfe ich Ihnen vor, sondern dass Sie es in Wirklichkeit *nicht* sind.«

Ob nun gespielt oder aufrichtig, der Effekt war am Ende der gleiche. Lueger machte den Antisemitismus in Wien salonfähig. Sigmund erhielt Drohbriefe und Duellaufforderungen, die er mit dem Satz konterte: »Wenn einer schon gar nichts mehr ist, dann ist er Antisemit.«¹⁸

Als Lokalpolitiker und regelmäßiger Kolumnist der *Neuen Freien Presse* bekämpfte Sigmund jedoch nicht nur Antisemiten.¹⁹ Er schaffte es auch, sich mit dem Zionisten Theodor Herzl anzulegen. Während Herzl glaubte, Juden müssten als Reaktion auf den Antisemitismus einen eigenen »Judenstaat« errichten, lehnte Sigmund den Zionismus rundweg ab und setzte auf Assimilation. Alice schrieb später, dass ihr Vater und Herzl sich hitzige Streitgespräche lieferten.²⁰ Diese Gespräche werden

jedoch 1897 abrupt aufgehört haben, als Sigmund einen sarkastischen Angriff auf Herzl veröffentlichte. Anlass war die Einberufung des ersten Zionistenkongresses in Basel, einer »Stadt ohne Juden«, wie Sigmund süffisant bemerkte. Die Initiatoren dieses Kongresses bezeichnete er als »zwei geistreiche Feuilletonisten, die Herren Herzl in Wien und Nordau in Paris, welche beide plötzlich aus Juden von Zufall und Geburt Juden von Beruf geworden sind«. Ihre Idee eines Judenstaats in Palästina würde dazu führen, dass

die Juden ... eine Heimat von außerordentlich fraglichem Werte gewonnen haben und dafür allüberall in den europäischen Ländern wirklich ein Gastvolk werden! Und um dahin zu gelangen, sollen ihre Besten zwei Jahrtausende gekämpft haben! ... Die Gefahr also, dass der Judenstaat zustande kommt, schätzen wir gleich Null und kaum einer Erörterung in einem ernsten Blatte wert. Eine sehr ernste soziale Gefahr für die Juden aber und ihre wichtigsten Interessen ... ist Herr Herzl.²¹

Es ist nicht anzunehmen, dass die beiden Männer anschließend noch einmal miteinander redeten. Nur beerdigt wurden sie am Ende am gleichen Ort, in der israelitischen Abteilung des Döblinger Friedhofs.²²

Sigmund kämpfte nicht nur beruflich an zahlreichen Fronten, auch sein Privatleben war phasenweise ein einziges Schlachtfeld. Alice verdankte ihre Existenz allein der Tatsache, dass Sigmunds erste Frau Henriette ihn betrogen hatte. Anfang der 1870er-Jahre, als er

geschäftlich oft in Kairo unterwegs war, nahm sich Henriette einen Liebhaber und wurde schwanger. Sigmund entschied kurzerhand, die Ehefrau zu entsorgen und die kleine Gabriele zu behalten. Henriette erhielt eine finanzielle Abfindung inklusive einer Fahrkarte in das Provinznest, aus dem sie gekommen war. Die Härte, mit der Sigmund sie bestrafte, entsprach seinem gepanzerten Charakter, aber sie war auch typisch für die Zeit. Gustave Flaubert hatte schon 1856 beschrieben, was eine »Ehebrecherin« wie Madame Bovary erwartete, Leo Tolstois Anna Karenina warf sich 1878 vor einen Zug, und 1894 landete Theodor Fontanes untreue Effi Briest im Unglück. Ob Sigmund, der Romane liebte, *Madame Bovary* oder *Anna Karenina* las, ist nicht bekannt. Geändert hätte die Lektüre wenig. Die tiefe Kränkung, die er durch seine Frau erfahren hatte, führte dazu, dass er zehn Jahre lang alleinerziehender Vater von vier Kindern war.²³ Am Ende heiratete er doch noch einmal. Seine zweite Frau, Pauline Gutmann, war 20 Jahre jünger und ordnete sich ihm als dienende Ehefrau bereitwillig unter.²⁴ Mit ihr hatte er drei weitere Kinder: Felix (geb. 1884), Alice (geb. 1886) und Helene, genannt Mutzi (geb. 1894).

Alice hatte blaue Augen und helles Haar. Sie galt damit als hübsches Kind, aber die viel wichtigere Frage, die sich ihr Vater stellte, lautete: Hatte sie eine besondere Begabung? Etwas, worauf man stolz sein konnte?

In fast allen jüdischen Familien existierte die Sehnsucht, ein Wunderkind zu produzieren. Ein Wunderkind konnte den sozialen Status der gesamten Familie heben und diente als Beleg dafür, dass man in der Gesellschaft angekommen

war. Bei der Produktion von Wunderkindern wurde kein Unterschied zwischen Jungen und Mädchen gemacht. Jedes Kind konnte eines sein. Vielleicht hatte es das Potenzial, ein Mathematikgenie oder eine große Pianistin zu werden? Natürlich wollte man dem Wunder etwas nachhelfen. Ganze Kompanien von Privatlehrern und französischen Gouvernanten wurden dafür beschäftigt, und selbst Familien, in denen das Geld knapp war, investierten ihre Ersparnisse in die Optimierung des Nachwuchses. Alice konnte noch Jahrzehnte später aufzählen, welche Wiener Familie die erfolgreichsten Kinder hervorgebracht hatte. Da war an erster Stelle Sigmund Freuds Tochter Anna, dicht gefolgt von den Kindern des Anwalts Dr. Meitner:

Er brachte seine drei Töchter zu uns, und ich war sehr beeindruckt davon, dass eine von ihnen schon studierte. Dieses anmutige Mädchen, Lise Meitner, war ganz in unschuldiges Weiß gekleidet, und ich konnte nicht ahnen, dass sie eines Tages einen sehr viel weniger unschuldigen Beruf ausüben und am Bau der Atombombe beteiligt sein würde ... Auch ihre Schwestern waren hochbegabt, eine davon, die Pianistin, wurde die Mutter von Otto Frisch, den ich noch als Baby kannte.²⁵

Und dann waren da noch all die schreibenden Wunderkinder. Alice' Mutter war mit Alfred Polgars Mutter befreundet, und natürlich bewunderte jeder die Familie Schnitzler, die sogar zwei erfolgreiche Söhne – den Arzt Julius und den Schriftsteller Arthur – hervorgebracht hatte.

Frau Schnitzler brachte es einfach nicht fertig, die obligatorische Bescheidenheit vorzutäuschen. Als sie gefragt wurde, wie es denn ihrem »berühmten Sohn gehe«, antwortete sie: »Welchem?«²⁶

Alice träumte von vergleichbaren Erfolgen. Als Siebenjährige hoffte sie, ein Gesangsstar werden zu können, und brachte ihre Eltern damit in große Verlegenheit. Die ganze Familie war 1893 zur jährlichen Sommerfrische am Altaussee gereist. Alice mopste sich wie immer beim Promenadenspaziergang, als sie plötzlich Johannes Brahms beim Flanieren entdeckte. Sofort brach sie in Gesang aus. Es kann keine besonders gute Darbietung gewesen sein, denn Alice wurde von ihrer Mutter umgehend von der Promenade gezerrt: »Damit war mein Traum, als Wunderkind entdeckt zu werden, beendet.«²⁷

In der internen Geschwisterhierarchie nahm Alice einen der unteren Plätze ein. Ihre vier älteren Halbgeschwister galten als intelligent, ihr Bruder Felix arbeitete hart und trat später in die Familienfirma ein. Ihre jüngere Schwester Helene würde den Traum des Vaters erfüllen und in Jura promoviert werden. Alice hingegen litt ihr ganzes Leben lang darunter, in Bezug auf Bildungszertifikate versagt zu haben: »Ich war faul. Dafür habe ich später bezahlen müssen.«²⁸

Bis zu Alice' elftem Geburtstag lebte die ganze Familie in der Oberen Augartenstraße 32 in der jüdisch geprägten Leopoldstadt. Im Parterre befand sich das Geschäft, im ersten Stock residierte Alice' Pressburger Großmutter Tony, im zweiten Stock Sigmunds Familie und im dritten

sein Bruder Albert. Die Mayers entwickelten großbürgerliche Ambitionen, die Alice genau beschrieb:

Die Dame des Hauses ging nicht selbst einkaufen, *Frauen* gingen einkaufen, Damen nicht. Die Köchinnen mussten täglich einkaufen gehen, weil es noch keine Kühlschränke gab, um die Zutaten frisch zu halten ... Damen kochten also nicht, die Köchin übernahm das. Damen kümmerten sich auch nicht um ihre Babys, das Kindermädchen erledigte das, und sie passten auch nicht auf ihre älteren Kinder auf, die Gouvernante war dafür zuständig. Stattdessen gingen Damen Luxusdinge einkaufen und statteten sich gegenseitig Besuche ab ... Mittags kamen alle Familienmitglieder wieder nach Hause zurück, und es gab immer eine Suppe als Vorspeise ... und dann Fleisch und Gemüse ... Die Krönung einer jeden Mahlzeit war die Nachspeise. Typisch wienerisch waren die Knödel mit Pflaumen, Kirschen oder Aprikosen je nach Jahreszeit und natürlich der Strudel. Nach so einem schweren Essen mussten sich alle sofort ausruhen. Die Kinder hatten dann wieder Schule bis vier Uhr nachmittags, und die Männer gingen zurück zur Arbeit. Die Damen hatten ab vier oder fünf Uhr ihre Kaffeenachmittage, zu denen ihre Freundinnen kamen.²⁹

Alice' Mutter war eine Dame und stattete der Küche daher nur sporadische Besuche ab, aber für Alice wurde es der wichtigste Ort im Haus. Hier roch es gut, und in der Vorratskammer gab es Süßigkeiten. Schon als kleines Kind

durfte sie auf einem Hocker sitzen und den Küchenhilfen zuschauen. Die rührten nicht nur interessante Speisen an, sie sprachen auch über aufregende Themen – Liebesabenteuer beim Heurigen oder die neuesten Mordgeschichten aus der *Kronenzeitung*. Im Salon herrschte Alice' Vater, aber in der Küche hatte die Köchin das Sagen. Sie war ein Feldwebel, und alle erduldeten ihre Launen, denn von ihrer Kreativität hing viel ab. Eine versierte Köchin konnte eine Familie an die gesellschaftliche Spitze kochen, und die Angst, sie an eine konkurrierende Gastgeberin zu verlieren, stand permanent im Raum.³⁰ Nicht nur das Sacher oder der Demel versuchten, einander die besten Konditoren abzuwerben, auch Privathäuser mussten jederzeit feindliche Übernahmen befürchten. Um die Köchin bei Laune zu halten, arbeitete die Hausherrin in engster Kooperation mit ihr. Gemeinsam wurde die Menüfolge entwickelt, damit jeder Gang, der auf den Tisch kam, »ein kulinarisches Meisterwerk« wurde. Und natürlich träumte jede Gastgeberin davon, bei einer großen Abendeinladung ein Gericht zu servieren, das auf einem Geheimrezept beruhte. Wie verbissen dieser Kampf um Geheimrezepte geführt wurde, zeigt Friedrich Torberg in seiner *Tante Jolesch*. Die Tante war für ihre Krautfleckerln berühmt. Als sie im Sterben lag, unternahm eine Nichte einen letzten Versuch, das Rezept doch noch aus ihr herauszupressen:

»Tante – ins Grab kannst du das Rezept ja doch nicht mitnehmen. Willst du es uns nicht hinterlassen? Willst

du uns nicht endlich sagen, wieso deine Krautfleckerln immer so gut waren?«

Die Tante Jolesch richtete sich mit letzter Kraft ein wenig auf: »Weil ich nie genug gemacht hab ...«

Sprach's, lächelte und verschied.³¹

Mit dieser Methode war die Tante Jolesch Marketingstrategen um Jahrzehnte voraus. Gerichte mussten schmecken und verführerisch aussehen, aber vor allem mussten sie rar sein. Schon als Kind war es Alice' Traum, eines Tages besondere Dinge zu kochen: »Mein Vater war, neben all seinen intellektuellen Ansprüchen, ein großer Gourmet. Sein Gesicht war streng, aber sobald ich groß genug war, um den Küchentisch zu erreichen, wollte ich für ihn kochen, damit er mich anlächelte.«

Es klingt wie krude Küchenpsychologie, dass Alice kochen lernte, weil sie ihrem Vater gefallen wollte. Aber es war tatsächlich die einzige Möglichkeit, um von ihm überhaupt wahrgenommen zu werden:

Mein Vater sprach selten mit uns, wir Kinder sahen ihn nur zu den Mahlzeiten ... Wenn er uns eine Frage stellte, hatten wir höflich zu antworten, das war alles. An Sonntagen wurden wir zum Spaziergang mitgenommen, aber ich kann mich nicht daran erinnern, dass er jemals mit mir allein spazieren gegangen wäre, bevor ich 20 wurde ... Als Kinder lebten wir ein von den Erwachsenen völlig separates Leben.³²